



Augustine Dietinger, 92, legt viel Wert aufs Aussehen: «Ich will nicht wie eine Hundertjährige aussehen»



Ursula Strickler, 73, hat die ewigen Gespräche über die Maske oder die Fallzahlen langsam satt



Maria und Svevo Moni, seit 51 Jahren verheiratet, vermissen die Geselligkeit

Senioren wollen ihr Leben zurück

Frau Moni möchte alle umarmen. Herr Moni vermisst seinen Garten.
Und Frau Dietinger will endlich wieder einmal lädele. Ein Besuch in der Pflegewohngruppe Freya

Chris Winteler (Text)
und Moritz Hager (Fotos)

Ein getigertes Büsi springt vom Schoss einer alten Dame. Hauskater Felix ist der Liebling der Bewohnerinnen der Pflegewohngruppe Freya am Zürcher Letzigraben. «Aber bei mir ist er am liebsten», stellt die alte Dame klar. «Weil er bei Ihnen immer etwas Feines bekommt», sagt Sandra Bergauer. Die Betriebsleiterin spricht mit lauter, deutlicher Stimme, einfühlend und ebenbürtig. 14 pflegebedürftige und betagte Menschen leben in der Freya, 10 Frauen und 4 Männer im Alter zwischen 71 und 97 Jahren.

Gesellschaftsspiele gegen die Langeweile

So familiär wie möglich möchte man die Wohngruppe gestalten, sagt Bergauer, wie ein Daheim soll sich die Pflegestation anfühlen. Beim Brunch an einem Tisch oder beim Picknick im Garten wird in normalen Zeiten die Gemeinschaft gepflegt. «Alter am Puls des Lebens» – seit der Pandemie kann der Leitsatz der Freya nicht mehr eingelöst werden: Begegnungen mit den Familien oder den Knirpsen der Kinderkrippe in der Siedlung sind nicht mehr möglich.

Bergauer und ihr Team versuchen, die Langeweile mit Gesellschaftsspielen zu bekämpfen. Die eine oder andere Bewohnerin beteiligt sich auch an Hausarbeiten. Ein Arztbesuch wird mit einem Kafi-Plausch verbunden. Und man versuche, den Kontakt zu den An-

gehörigen so gut wie möglich aufrechtzuerhalten. «Es ist unser Auftrag, dass die Bewohner nicht einsam sind.»

Von März bis Mai waren keine Besuche erlaubt. Heute muss sich der Besuch anmelden und die Kontaktdaten hinterlassen. Beim Eintritt wird die Temperatur gemessen. Seit Corona dürfen Angehörige und Bekannte nur im eigenen Zimmer empfangen werden, höchstens zwei Personen gleichzeitig – und selbstverständlich müssen sie stets Maske tragen. Bis jetzt ist man gut damit gefahren. Dennoch sagt die Betriebsleiterin: «Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, bis das Virus auch bei uns ankommt.» Sie klopft auf den hölzernen Tisch.

Nicht alle Betagten würden verstehen, weshalb die Menschen rundum plötzlich ein Stück Stoff vor dem Gesicht tragen. Immer wieder müsse man ihnen erklären, «mir müend ufpass». Die Maske macht vielen alten Leuten Mühe, weil sie schlecht hören und nicht mehr von den Lippen ablesen können. Ausserdem, so Bergauer, würden Demenzkranke mehr auf Mimik als auf Worte achten.

Die Bewohner der Freya wünschen sich das normale Leben zurück, etwa die alte Dame, die nicht begreifen kann, weshalb sie nicht mehr lädele gehen darf.

Augustine Dietinger klagt über ihre Frisur, «nöd schön». Und die Lippen möchte sie sich fürs Foto rot anmalen. Die Fingernägel hingegen sind perfekt lackiert. Es ist

ihr wichtig, dass sie etwas hermacht, «ich will doch nicht wie eine Hundertjährige aussehen!», sagt sie resolut. Frau Dietinger ist 92.

«Chönd Si das nöd abzie?», fragt sie noch einmal. Die Maske stört sie, das Gehör, der Tinnitus, «ich han en Lärm im Chopf». Fragen zum Virus versteht sie nicht, das Wort Corona sagt ihr nichts. Aber dass sie nicht mehr im Einkaufszentrum Letziparklädele darf, das registriert sie sehr wohl. Das macht sie traurig. Schon lange möchte sie neue, schöne Hausschuhe kaufen.

Ihr ganzes Leben hat sie Wert auf Aussehen und Kleidung gelegt, «ich arbeitete in der Bar Cécile», sagt sie. In ihrem Zimmer hängt das Foto einer hübschen jungen Frau mit Hündchen – «das bin ich mit meinem Pudeli». Pudel Bijou und all ihre Freunde seien längst weggestorben, den Mann, «en schöne Maa», habe sie fortgejagt, zu oft habe er anderen Frauen nachgestellt.

Heimleiterin Sandra Bergauer richtet ihr die Frisur, noch etwas Haarspray, reicht ihr den gewünschten Lippenstift, hält den Spiegel. «Heilige Bimbam!», ruft die alte Dame, sie müsse fürs Foto ja noch die Brille wechseln.

Ursula Strickler, 73, wohnt erst seit August in der Freya. Sie kennt Sandra Bergauer und die Pflegerinnen nur mit Mund- und Nasenschutz. «Gott sei Dank» müsse sie selber keine Maske tragen.

Frau Strickler leidet unter einem «atypischen Parkinsonsyndrom». Corona habe ihren Alltag

nicht gross verändert, sie habe die Tage meistens in ihrem Zimmer verbracht. Oft bekomme sie Besuch, ob Freunde oder ihre beiden Töchter, alle tragen Maske, das störe sie nicht. Aber die ewigen Gespräche über die Maske und die Fallzahlen, die habe sie satt.

Frau Strickler ist die einzige Bewohnerin, die online ist. Das iPad hat sie stets dabei, es dient ihr auch als Fernseher. Kommt etwas über Corona, schaltet sie um, immer nur das Virus, «es wird mir zu viel». Lieber schaue sie einen Krimi. Oder sie macht einen Spaziergang, fährt im Rollstuhl durch das Freibad Letzigraben, wo sie als Kind vom Sprungbrett hüpfte und sich eine süsse Schleckmuschel am Kiosk kaufen durfte. Der Rollstuhl sorge für einen gewissen Sicherheitsabstand.

Vor dem Virus fürchte sie sich nicht, sie fühle sich sehr sicher in der Freya. Sorgen hingegen mache sie sich wegen ihrer Krankheit, die Vorstellung, immer auf Hilfe angewiesen zu sein, mache ihr Angst. «Sterben müssen wir alle», sagt Frau Strickler. An Corona zu sterben, keine Luft zu bekommen, sei sicher ein schlimmer Tod. Sie hoffe, sie werden nicht leiden müssen. Noch aber freue sie sich jeden Morgen, dass sie selbstständig aufstehen könne.

Svevo und Maria Moni sind das einzige Ehepaar in der Pflegewohngruppe. Beide stammen aus Italien, sie aus dem Norden, er von Rimini an der Adriaküste. Heimat aber ist «Zurigo». Hier haben sie

ihre drei Söhne aufgezogen. Seit 51 Jahren sind sie verheiratet, er ist 85, sie 81 Jahre alt. Die Frau leidet an Demenz. Immer müsse er sie davon abhalten, die Pflegerinnen zu umarmen, sagt Signora Moni.

Dass sie niemanden umarmen und anfassen dürfe, mache sie «molto triste», sehr traurig. Svevo Moni schaut täglich TV, informiert sich über das Virus, er weiss, «wir müssen gut aufpassen». Aber auch er vermisst das alte Leben sehr: vor allem die Arbeit im Schrebergarten auf der anderen Seite der Stadt, Tramfahren meidet er. Eine traurige Zeit, ein eintöniger Alltag sei das. Begegnungen mit Menschen fehlen beiden, «wir sind halt sehr gesellig».

Ab und zu spazieren sie durchs Quartier. Manchmal kommen die Söhne auf Besuch, Signora Moni freut sich besonders auf die Enkel – «die du aber nicht umarmen darfst», sagt er und stupst sie liebevoll. Sie lächelt schelmisch.

Normalerweise reisen sie einmal im Jahr zu den Verwandten in Italien. Signor Moni erinnert sich an die harten Jahre seiner Kindheit in Rimini, bitterarm sei die Familie im und nach dem Krieg gewesen. Von Tür zu Tür sei er mit der Mutter gegangen, habe um Essen gebettelt. Auch im Winter in kurzen Hosen.

Aber: «Die Familie war immer zusammen.» Seine Frau nickt, «tutti insieme», dass «la famiglia» auch dieses Jahr gemeinsam Weihnachten feiert, ist Signora Monis sehnlichster Wunsch.